

Seit vielen Tausenden von Jahren lebt die Menschheit von einem Borrath Stickstoff, der niemals erschöpft worden ist; und nicht allein die Menschheit, sondern auch alle über die Erdoberfläche verstreuten Thierarten. Gleichzeitig vermehrt sich die Bevölkerung unseres Planeten vollständig und mit ihr der Consum unserer Hauptnahrung, des Brodes. Schon seit langer Zeit hat die erschöpfte Erde von der Wissenschaft Leben und Nahrung fordern müssen. Die künstlichen Düngemittel haben ihre jenseitige Stickstoffelemente geliefert, deren sie bedurfte, um ihre Kinder zu ernähren. Doch selbst dieser Dünger macht einen beunruhigenden Fortschritt in absteigender Richtung. Die bestimmte, uns von der Natur zur Verfügung gestellte Quantität Stickstoff ist nicht unerschöpflich, ganz im Gegenteil. Schon hat der berühmte Chemiker Professor William Crookes erklärt: „Die Festsetzung des Stickstoffes ist eine Lebensfrage für den Fortschritt der civilisirten Menschheit!“ Und er fügt hinzu, daß diese Frage in einer baldigen Zukunft gelöst werden müsse, wenn die weiße Rasse nicht ihre Lebergewichte in der Welt verlieren und von den Rassen vertilgt werden wolle, bei denen das Weizenbrot nicht die Basis des Lebens bildet.

Das ist das gestellte Problem, und Jedermann wird anerkennen, daß es ein höchst wichtiges ist. Die Menschheit befindet sich theilweise im schredlichsten Dilemma: entweder muß sie in ziemlich naher Zukunft vor Hunger sterben, oder die Wissenschaft muß ihr ein ganz neues Ernährungssystem liefern. An Stelle der im Hinfinschwinden begriffenen Vorräthe muß man künstliche Zusammensetzungen aufbringen, die geeignet sind, im menschlichen Organismus die Rolle zu spielen, die die Producte der Erde bis jetzt darin gespielt haben.

Man weiß heute, daß die Milch, die Eier, das Mehl, das Fleisch, mit einem Worte alle Nahrungsmittel (mit Ausnahme einiger an Zahl recht unbedeutender Elemente) aus Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff bestehen. Die Verbindung des Sauerstoffes und des Wasserstoffes bildet das Wasser; der Sauerstoff und der Stickstoff die zu atmende Luft, und die Kohle wird in der Form von Kohlen säure die Hauptnahrung der Pflanzenwelt. Diesen fast unerschöpfbaren Quellen wird die Wissenschaft die Mittel entlocken müssen, mit denen sie die Menschheit ernähren will. Die eben genannten Gase, diese vier Factoren des animalischen Lebens des Erdballs, können mit den Mitteln, über die man heute verfügt, zuerst leicht isolirt und dann fixirt werden. Warum sollte man nun diese Milch, dieses Fleisch, dieses Mehl, diese Eier, die der Erdboden und die Thiere uns nicht mehr in genügender Quantität zu liefern vermögen, nicht fabrikmäßig herstellen können? An dem Tage, da das letzte Vieffleisch verschwunden ist, wird die Chemie bereit sein, uns eine vom Standpunkt der Chemie aus identische, verdauliche und nahrhafte Speise zu liefern. Wird dieses künstliche Vieffleisch dasselbe Aussehen, dasselbe Volumen, wie sein Vorgänger, das dem Kind oder der Kuh entstammende Vieffleisch haben? Das wissen wir noch nicht, und eigentlich ist das auch sehr unwichtig. Die Hauptfrage ist, daß es die Kräfte des Menschen wiederherstellen, die zum Leben notwendige Wärme erzeugen kann, und zwar unter denselben Bedingungen, wie heute. Und darüber besteht nicht der geringste Zweifel. Alle Elemente ohne Ausnahme, die den nahrhaft-nützlichen Theil des Vieffleisches bilden, werden in der künstlichen Zusammensetzung vorkommen, die bestimmt ist, seinen Platz einzunehmen. Die Arbeit wird demnach vor sich gehen, daß wir von jenen schredlichen Krankheiten nichts zu fürchten haben, die so häufig von ungesundem und verdorbenem Fleisch erzeugt werden, wie es uns gewissenlose Lieferanten verkaufen.

Ist dieses Prinzip einmal aufgestellt, so tritt die synthetische Chemie in Szene. Nicht nur die hauptsächlichsten Nahrungsmittel will sie uns liefern, sondern auch alle, die die raffinierte Civilisation den ersten hat folgen lassen: den Thee, den Kaffee, den Tabak, die Seife. Schon jetzt hat die künstliche Vanille die natürliche Vanille so ziemlich verdrängt. In Betreff seiner Kleinheit wird der künstliche Moirich dem natürlichen bedeutend vorgezogen. Die Siliciumsäure, die Zitronensäure, die Weinsäure werden direkt hergestellt. In der Rede, die Professor William Crookes als Präsident der englischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften gehalten, erklärt er, daß dieser Bruch des Gleichgewichts zwischen Production und Consum des Getreides, von dem wir bedroht sind, im Jahre 1931 eintreten wird, also in 33 Jahren! Der Stickstoffvorrath, namentlich in der Form von Soda, ist durchaus nicht unerschöpflich. Die Stunde naht, da er gerinnend wird und verschwindet, ohne daß wir andere Wege zur Erneuerung und zum Erwerb finden, als den ungeheuren atmosphä-

rischen Räumen die uns fehlenden Quantitäten zu entnehmen. Von hier müssen wir den Stickstoff holen, dessen die Erde in Form von Dünger leidet, und diesem Ziele müssen die Bemühungen der Chemiker von heute ab zusprechen.

Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß gerade in dem Augenblick, wo der Professor Crookes zu dem beunruhigenden Schlusse kam, daß das menschliche Geschlecht sein numerisches Maximum in Hinsicht der angenehmen Nahrung erreicht hat, ein anderer bedeutender Gelehrter das Mittel fand, direct die Nahrungsmittel aus mineralischen Substanzen zu fabriciren. Professor Vilsenfeld in Wien veränderte der gelehrten Welt, daß er ein Mittel erfunden, künstlich Albumin zu erzeugen und zwar aus Theer.

Gegenwärtig ist das Eiweiß sehr theuer, bis auf eine kurze Periode in jedem Jahre. In der Form von Fleisch kostet es über 1 Mark das Pfund, in der Form von Hübnereiern schwankt der Preis von 60 Pfennigen bis 2,40 Mark das Pfund, je nach den Jahreszeiten. Außerdem verringert sich die Haupttugend des Eiweiß in erheblicher Weise, wenn Eier und Fleisch nicht ganz besonders frisch sind.

Mit künstlichem Eiweiß wird der Mensch nicht mehr, was das Fleisch anbelangt, von lebenden Thieren abhängig sein. Er wird dieses Fleisch selbst im Laboratorium erzeugen, und zwar wird das mit solcher Sparsamkeit geschehen, daß die tägliche Ernährung eines Menschen nicht mehr als 30 Pfennige kosten wird. Das heißt, der Mensch würde in einem Jahre nicht mehr als ca. 120 Mark für seine Nahrung ausgeben. Diesen Jahresvorrath könnte man auf einmal einlagern und ihn in einem Jahre fortbringen, den man auf den Markt mitnimmt. Das künstliche Eiweiß würde auch niemals verderben, auch würde man nicht jenen ungesunden Durst danach bekommen, wie ihn das gesunde Fleisch z. B. erzeugt. Dieses künstliche Eiweiß wird die Idealnahrung werden, die für alle Zeiten und zu allen Bedingungen paßt und außer Stande ist, Krankheiten wie den Stodur herbeizubringen.

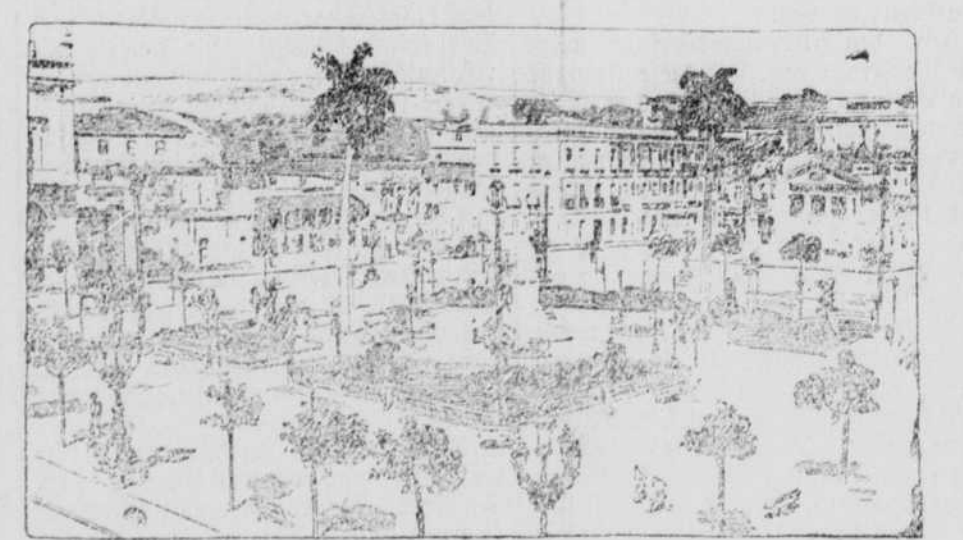
Man fragt sich natürlich, wie das aus dem Theer erzielte Eiweiß nahehaft sein und wie es der Magen überhaupt annehmen kann. Diese Fragen gehören zum Gebiet der atomischen Chemie. Die Bestandtheile des Eiweiß und des Theers sind ungefähr dieselben, nur die Größenverhältnisse unterscheiden sich in den beiden Substanzen.

Das Eiweiß besteht aus Kohle, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Schwefel; die Kohle enthält dieselben Elemente, nur mit mehr Sauerstoff. Da alle Elemente des Eiweiß sich im Theer vorfinden, so bleibt dem Chemiker nichts weiter übrig, als sie in den gehörigen Proportionen zu isoliren.

Professor Vilsenfeld hat die von ihm besagte Methode bisher noch nicht bekannt gegeben; doch er hat Eiweiß erzeugt und die Echtheit desselben durch alle in der Chemie bekannten Reactionen dieses Products bewiesen. Was die Wahrheit anbelangt, so mag man sich urtheilen! Ein Würfel Eiweiß von 2 1/2 Centimeter Höhe enthält vier Mal so viel Nährstoff als ein Kotelette von gewöhnlicher Größe und sechs Mal so viel als ein Brot von zwei Pfund. Soll nun daraus folgen, daß der Mensch der Zukunft jede andere Nahrung zurückweist, um nur ausschließlich künstliches Eiweiß zu verzehren? Gewiß nicht! Sein Appetit wird noch andere Fortsetzungen finden, doch sicherlich kann der Mensch von seiner Nahrung, ohne Ekel zu empfinden, so lange leben, als von Eiweiß. Es verbandt diese seltsame Eigenschaft der Thatsache, daß es aus zahlreichen Elementen besteht.

Das Petroleum-Monopol.
Zur Ergänzung ihrer Artikel über das Petroleum-Monopol bringt die Frankfurter Zeitung Mittheilungen aus einem Briefe eines Petroleum-Exporteurs in Batum (Rusland), dem die Artikel zur Kenntnissnahme übersandt wurden. Die Artikel, so heißt es in dem Briefe, erzählen eigentlich nur, was man hier im Kaukasus schon seit Jahren wisse. Es sei ungenügend, zu glauben, die Russen würden ein Petroleum-Monopol in Deutschland entgegenarbeiten, selbst wenn sie könnten. Das Monopol ist theilweise in den Händen der Standard Co.; die Pure Oil Co. und Aehnliches seien nur „nette Decorationsstücke“; „zu kombiniren“ hat für im Petroleumgeschäft nichts mehr. Man spreche immer von „Russen“, aber eine russische Petroleum-Firma existire gar nicht mehr; seit J. Schibaev u. Co. im vorigen Frühjahre eine englische Aktiengesellschaft geworden, ebenso wie Tagoff, Bubagoff etc. etc. Die großen leistungs-

Plaza vor dem Palast des ehemaligen Generalcapitäns Blancos.



Die Plaza, deren Wiedergabe wir einer neuen photographischen Aufnahme entnehmen, war der Hauptplatz als am 1. Januar dieses Jahres die Uebergabe der Landesherrenschaft von Cuba von Spanien an die Vereinigten Staaten stattfand. Eine gewaltige Volksmenge hatte sich hier versammelt, als nach dem Niederlegen der spanischen Flagge die Sterne und Streifen zum ersten Male vom Dache des Palastes im Winde flatterten. Von hier aus begab sich Generalcapitän Castellanos nach den Freiheitskämpfern zum Transportschiff Rabat, das ihn zunächst nach Matanzas brachte.

Das Kaiserjubiläums-Stadtheater in Wien.



Bekanntlich ließ der Kaiser Franz Josef von Oesterreich den Wunsch aussprechen, daß das Jubiläum seiner 50jährigen Regierung nur durch Wohlthätigkeitsacten oder durch die Errichtung gemeinnütziger Werke gefeiert werden möge. Dieser edlen Weisung verbandt eine neue Volksbühne — das Kaiserjubiläumstheater, dessen Bild wir oben bringen. Es wurde auf derselben Grundlage, auf welcher schon

Wiener Bühnen entstanden sind, aufgebaut. Dies Jubiläumsangebinde für den Kaiser ist außer in deutscher Renaissance gehalten, im Innern aber artigen die Künstler zu dem heiteren Kostüm. Die für den 2. December — Tag des Regierungsantritts des Kaisers — geplante Eröffnung wurde auf den 10. December verschoben. Da seit dem Tode der Kaiserin alle Festlichkeiten verstimmt waren.

Francos als Erfinderin.
Interessante Aufschlüsse über die Betätigung der Frauen auf dem Gebiete der Erfindungen giebt eine Statistik des Patentamtes zu Washington, welches am 10. April 1790 gegründet wurde. Im Jahre 1809 wurde das erste Patent an eine Frau verliehen, nämlich an Fraulein Marie Kies, einer Deutsch-Amerikanerin, welche ein Verfahren erfunden hatte, durch welches Stroh mit Seide, Baumwolle, Jovin und so weiter zu weben ist. Das erste Corset wurde 1815 Frau Mary Brish patentirt. Im Jahre 1862 gab es 14 Erfindungen, die Frauen patentirt wurden. Der Erfindungs-sinn der Frauen wurde in den Kriegsjahren 1864, 1866, 1870—71 besonders gereizt. 1870 wurden allein 62 von Frauen erfundene Verbundapparate patentirt. Nach der Statistik erfolgten von 1809 bis 1888 30, von 1888 bis 1892 230 und von 1892 bis Ende vorigen Jahres 300 Patenterteilungen an Frauen durchschnittlich im Jahre. Naturgemäß gewöhnten fast vier Fünftel der patentirten Erfindungen der Bekleidungs-

Ausland und Vermischtes.

Eine sehr bekannte Schauspielerin steht im Verdacht, daß ihr vor ihrem Auftreten ein Glas, auch zwei Glas Champagner oder Cognac nicht unsympathisch seien. Dann allerdings reißt die Dame durch ihr Feuer und ihre Leidenschaft Alles zur Bewunderung hin. Als das eine recht kleine Collegen der Künstlerin erfuhr, that sie den klassischen Ausdruck: „Wenn i so sauf wie die, spiel i a so schön“.

Zu den Lieblingsbeschäftigungen des Kaisers Nikolaus des Zweiten gehört bekanntlich die Musik, mit der er sich, ebenso wie seine Gemahlin, die freie Zeit zu vertreiben pflegt. Der Zar ist ein sehr guter Clavierspieler. Weniger bekannt ist die Thatsache, daß der mächtige Selbstherrscher aller Reußen auch dem Gesange ergeben ist und seit Jahren sehr intime Gesangsstunden mit ihr verbringt. Er besitzt eine hübsche Tenorsstimme, die zwar keinen großen Umfang, aber einen sehr anmuthenden Klang aufweist und den Kaiser insbesondere in den Stand setzt, Romanzen aus zu singen. Während des Aufenthaltes der kaiserlichen Familie in Livadia fand kürzlich eine intime Hofsoiree statt, der außer den Mitgliefern des Kaiserhauses auch die obersten Hofchargen und die Minister des kaiserlichen Hofes anwesend waren. Während der Soiree erhob sich der Zar, setzte sich ans Clavier und begann zwei Romanzen, nämlich die bekannten „Stanzas“ von Flegler und das reizende Lied „Marianne, discei l'Avril“ aus dem „Passant“ von Massenet vorzutragen. Der Kaiser sang mit innigem Gefühle und erntete natürlich großen Beifall. Er verneigte sich wie ein mit Beifall überschütteter Concertsänger und sagte lächelnd zur Hofgesellschaft: „Meine Gegner sprechen mir in der Regel alle Eigenschaften ab, die sie selbst zu besitzen glauben. Aber in einem Punkte bin ich ihnen doch überlegen. Keiner vermag eine Romanze mit so viel Gefühl zu singen wie ich.“

Im amtlichen Theil des deutschen Reichs- und Preussischen Staatsanzeigers befindet sich ein längeres Verzeichniß eines Orensens, der sich über verschiedene preussische Staatsangehörige beiderlei Geschlechts ergoßen hat, und unmittelbar hinter einander stehen da die Meldungen, daß eine Dame einen russischen, eine andere einen türkischen Orden erhalten hat; die erstere — es ist die Gemahlin eines Zeitungs-herausgebers in Berlin — erhält dabei die Titulatur „Chefrau“, die Andere — die Gemahlin eines preussischen Majors in Konstantinopel — die Bezeichnung „Chegattin“. Es wäre des Schwelgers der Ehlen werth, festzustellen, worauf diese seine Unterscheidung beruht und welches Prädikat amtlich höher eingeschätzt wird. Zum Beifall: Der Herr General v. Müller hat eine Gemahlin. Der Herr Regierungsrath Müller hat eine Gattin. Der Herr Richter Müller hat eine Lebensgefährtin. Der Herr Kaufmann Müller hat eine Chefrau. Der Herr Buchbindermeister Müller hat eine Frau. Der Herr Fabrikarbeiter Müller hat ein Weib. Und die bessere Hälfte des Herrn Dienstmanns Müller ist einfach die Müller.

Welch großes Glend unter den Berliner Musikern herrscht, konnte man so recht am Heiligabend vor der „Kleinen Berliner Musikerbörse zum alten Deffauer“ in der Artilleierstraße beobachten. Scharenweise kamen die meist bühnlich gekleideten Leute, um für die Feiertage, die Hochzeiten der Klavierpieler, Beschäftigung zu suchen. Viele hatten jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der Inhaber des Restaurants hatte ein Entree von zehn Pfennigen eingeführt, die dann bei der Zeche in Abzug gebracht wurden. Das Resultat dieser Maßnahme war geradezu erschütternd. Mehr als Hundert dieser Armen mußten, nachdem sie sämtliche Taschen nach dem verlangten Nidel vergeblich durchsucht, an der „Kasse“ umkehren. Entweder gingen sie einen Bekannten auffuchen, um bei ihm, dem Reicheren, einen Groschen aufzutreiben, oder sie verzichteten auf Beschäftigung und Lohn während des Festes. Der Beamt der eigentlichen Börse bei gestilltem Lotal begann aus diesem Grunde am Heiligabend auch erst eine Stunde später als sonst.

Ein Reisender des eben aus Capenne entackterten Postdampfers „France“ hat einem Mitarbeiter des in Nantes erscheinenden „Vaire de la Loire“ das Neueste von der Teufelsinsel berichten können. Am 10. December, sagte der Gewährsmann, lief die „Labrador“, der die Drenfuz zur

Kenntlich mitzutheilenden Acten anvertraut waren, aus Pauillac kommend in den Hafen von Fort de France (Insel Martinique) ein. Dort übernahm der Aufdampfer Gappy die Gerichtsacten und fuhr damit nach Cayenne, von wo sie nach der Teufelsinsel gebracht wurden. „Drenfuz hat wohl eine lebhaftige Freude darüber bezeugt“, forschte der Journalist. „Nicht im geringsten“, lautete die Antwort. „Er hat das wichtige Ereigniß kaum beachtet; denn seine Stimmung ist tief gedrückt. Wie könnte es nach vierjähriger Einsamkeit anders sein? Seinen Wächtern war streng verboten, mit ihm zu sprechen, und er hat sich auch das Frauen schon lange abgewöhnt, weil niemand ihm Bescheid erteilen durfte. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes auf der Felseninsel beschäftigte er sich viel mit Algebra; jetzt ist er außerstande, irgend einen geistigen Arbeit obzuliegen. Er ist sehr gealtert, geht ganz gebückt einher und sein Verstand hat sichlich gelitten. Mehr vermag keiner von denen, die Drenfuz nahe kommen, über ihn zu sagen.“ Es bleibt abzuwarten, ob sich dieser pessimistische Bericht über den Zustand des Verbannten bekräftigt.

Im Juni d. J. stifteten wir — so erzählt der „Täglichen Rundschau“ ein Leser — Belfort einen Besuch ab. Auf einem Rundzuge durch die Stadt kamen wir u. A. zu dem riesigen Louvre, der zum Andenken an die Vertreibung von Belfort im Jahre 1870 an der Wand des „Chateau“ in Stein ausgehauen ist. Da der Löwe sich in ziemlich hoher Höhe über der Stadt befindet, so hat man von dort aus einen hübschen Rundblick. Mit der Sorge für die Wahrung militärischer Geheimnisse ist eine dort angestellte Dame beauftragt, der nebenbei die Ausgabe von Futrisarten und der Verkauf von Postkarten und Andenken an Belfort obliegt. Das wunderbar schöne Belfort hatte eine Menge Besucher herbeigeklockt. Unter diesen befand sich ein anscheinend fremder Herr, der ein mit schwarzem Leder überzogenes Kästchen bei sich hatte. Als er mit diesem unter dem Arme sich auf einer der höchsten dem Publikum zugänglichen Stellen befand, hörte ich, wie plötzlich die Dame mit lauten Worten gegen sein Verhalten Einspruch erhob und ihn zum sofortigen Herunterkommen aufforderte. Während er sich sprachlos vor Staunen hierzu anschickte, erschien die durch ein elektrisches Läutewerk herbeigerufene Wache. Sie bestand aus zwei Soldaten, die durch ihr Keuzer — die Mäntel tief im Genick, die Arme bis an die Ellenbogen in den Hosentaschen und ohne Bewaffnung — auf uns keineswegs den Eindruck machten, als ob sie den Fremden, der anscheinend ein Espion war und mit seinem geheimnißvollen Apparate unerlaubte Aufnahmen machen wollte, verhaften sollten. Inzwischen hatte sich der Fremdling in die Lage hineingefunden und als man ihn verhaftete, öffnete er sein geheimnißvolles Kästchen und holte aus ihm — Jabnbürste, Seife, Nagelschere und Toilettenspiegel.

Im Teatro Giullume zu Breseia kam es zu einer höchst komischen Scene. Die Mailänder Dialecttruppe des Capocomico Ferravilla gab einen Schwanz, in dessen Handlung ein Schauspieler, der sich unter den Zuschauern im Parquet befindet, mit eincreift. Aber kaum hatte der Schauspieler Milla, dem die Rolle im Zuschauerraum zufiel, einige Sätze mit seinen Kollegen auf der Bühne gewechselt, als ein Polizeicommissär auf ihn zukam. „Sie sind arretirt! Es ist verboten, die Theateraufführungen zu fördern.“ — „Aber wer sind Sie?“ fragte der Schauspieler Milla. — „Ich bin der Polizeicommissär Pietrocola. Nennen Sie mit auf die Wache.“ — „Wie, bei dieser Kälte?“ — „Keine Redensarten! Gehorden Sie!“ Das Publikum hatte zuerst gemeint, auch der Polizeicommissär gehöre zu dem Schwanz, und hatte herzlich gelacht. Als man aber gemerkt wurde, daß es sich um einen wirklichen Polizeicommissär handle, der den Schauspieler allen Ernstes verhaften wolle, nahm das ganze Theater für den Unschuldigen Partei, und der Polizeicommissär wurde mit Schmeichelnworten wie „Gefil“, „Dummkopf“ u. s. w. überhäuft. Da sprach der Beamte auf einen Stuhl und rief mit Donnerstimme in den Saal hinein: „Stadtvächter, Carabinieri, Soldaten, Officiere leistet mir Beistand! Hier wird ein Staatsbeamter beleidigt!“ Einige Carabinieri waren denn auch sofort zur Stelle, nahmen den Schauspieler Milla in der Mitte und führten ihn zur Polizeiwache ab. Hier erklärte sich nun der Herr nach auf. Signor Milla konnte ins Theater zurückkehren und im nächsten Cinacter, von kühnischen Beifall begrüßt, auftreten. Der Schwanz, den der Polizeicommissär Pietrocola um eine so urkomische Scene bereicherte, ist eine Bearbeitung von Cavallotti's Lustspiel „Das Lüge Lieb“ und trägt den Titel „Die Aufwallungen eines Wachsziehers“.

Die Cubaner sind unzufrieden über die Aufhebung der Savana-Lothiere. Sie scheinen ganz zu vergessen, daß es noch viele andere Wege gibt, sein Geld schnell los zu werden. \$6,000,000 sind in den Ver. Staaten für Raugummi im letzten Jahre ausgegeben worden. Wenn man den Geheißsackdruck mancher das Zeug benutzenden Mädchen und Frauen sieht, müßte man es eigentlich „cogum“ nennen.